Désirée Nosbusch: „Die Landschaft lädt zu mystischen Gedanken ein“

In zwei neuen „Irland-Krimis“ spielt Désirée Nosbusch wieder die Hauptrolle. Ein Gespräch über authentische Geschichten und erdverbundene Menschen

Von Andrea Herdegen

Désirée Nosbusch als Polizeipsychologin Cathrin Blake in der „Irland-Krimi“-Folge „Das Verschwinden“. Bild: ARD Degeto/Sammy Hart

Frau Nosbusch, Sie sprechen sechs Sprachen fließend …

Désirée Nosbusch: Fünf. Die sechste nur halb (lacht).

Wie sieht es, nach vier „Irland-Krimi“-Drehs, mit Gälisch aus?

Gälisch sieht nicht nur exotisch aus, es klingt auch für unsere Ohren ausgesprochen andersartig und fremd. Selbst Iren aus Dublin tun sich sehr schwer, es zu lernen. Gälisch wird leider nicht meine siebte Sprache werden.

Es ist ja nicht nur ein ganz besonderer Menschenschlag, der da rund um Galway an der westirischen Küste lebt. Es ist auch eine grandiose Landschaft. Wie ist es, dort zu drehen?

Es klingt vielleicht klischeehaft, aber es ist wirklich so: Als wir vor drei Jahren angefangen haben, in Galway zu drehen, habe ich mich gleich wie zu Hause gefühlt. Es ist ein sehr gastfreundliches und herzliches Volk. Wenn es einen akzeptiert, dann aber auch voll und ganz. Die Menschen sind stolz auf ihre Tradition, die Religion spielt eine größere Rolle als in der Stadt, und die Verbundenheit zur Natur ist sehr ausgeprägt. Die Landschaft lädt zu mystischen Gedanken ein. Ich habe das Gefühl, sie kriecht in mich hinein. Ich kann mich da sehr hineinsteigern. Ich liebe das Pure, Erdverbundene und Ehrliche, und das finde ich dort.

Die mystischen, oft eher düsteren Geschichten prägen ja den Inhalt der Reihe. Ist es Absicht, die kulturelle Prägung des Landstrichs in den Krimi zu übertragen?

Gerade das Authentische an unserem Format hat mich gereizt. Die Zusammenarbeit mit den Iren. Es ist den Machern – und ich habe das große Glück, dass man mich mit einbezieht – sehr wichtig, dass wir respektvoll mit den Menschen und dem Land und seinen Bräuchen umgehen. Dieses spannende Konzept wäre mit einem komplett deutschen Team, das so tut, als sei es irisch, sehr wahrscheinlich nicht so aufgegangen. Aber zurück zu Ihrer Frage: Es gibt dort Familien, die seit Generationen zerstritten sind, obwohl keiner mehr genau weiß, worum der ursprüngliche Streit eigentlich ging. Vieles sitzt in diesen Menschen ganz tief drin. Es wäre falsch, das auszulassen.

Das klingt, als wären Sie froh, diese Hauptrolle im „Irland-Krimi“ übernommen zu haben.

Mir war wichtig, dass es einen Grund gibt, warum jemand an einem bestimmten Ort ist, warum man die Geschichte dort erzählen will. Das muss organisch und authentisch sein. Es hat natürlich auch eine große Wertigkeit, eine eigene Reihe haben zu dürfen. So etwas bekommt man nicht alle Tage angeboten. Und, was noch viel wichtiger ist: Ich bin in einem Team, das mir große Freude macht. Was gibt es Schöneres, als spannende Geschichten zu erzählen? Und wenn man die dann noch in Connemara erzählen kann – umso besser!

Auch um den seit Jahrzehnten schwelenden Nordirland-Konflikt und den blutigen IRA-Terror geht es im Film. Ist das ein Thema, das sich einfach nicht vermeiden lässt, wenn man in Irland dreht?

Es ist ein Thema, das entweder totgeschwiegen wird oder das noch solche Wunden aufreißt, dass man aus der Diskussion gar nicht mehr herauskommt. Ich kannte das nur aus den Nachrichten. Wenn man dann wirklich vor diesen Mauern und Zäunen steht und sieht, wie tief dieser Hass heute noch sitzt, ist das sehr erschreckend. Wirklich erschreckend. Ich wusste nicht, dass das noch so ist. Dieses Erlebnis hat mir die Augen geöffnet.

Sie waren schon als Teenager ein Fernsehstar, wurden von einem Millionen-Publikum angehimmelt, waren dadurch aber auch zutiefst verunsichert. Wann haben Sie sich in Ihrer Rolle gefunden?

Ich glaube, das ist ein ewiger Weg und Prozess. Auf jeden Fall ist es so: Je älter ich wurde, umso besser wurde es. Ich bin jetzt an einem Punkt in meinem Leben, wo außen und innen, also Hülle und Inhalt irgendwie passen. Ich habe das Gefühl, ich konnte mich freimachen von Äußerlichkeiten, die mich irgendwie immer eingeengt haben. Ich muss nicht mehr gegen ein Bild ankämpfen. Ich bin ganz demütig und wahnsinnig dankbar für dieses Geschenk, fast schon eine zweite Karriere machen zu dürfen. Für eine Frau in meinem Alter – und man muss schon mal sagen, wie ungerecht das alles ist – ist es nicht selbstverständlich, so tolle Rollen spielen zu dürfen.

Mit Mitte Fünfzig sind Sie in einem Alter, in dem bei vielen Kolleginnen die Rollen eher weniger werden. Bei Ihnen hat man das Gefühl, es geht gerade erst richtig los.

Bei mir ist es so, dass ich schon gar nicht mehr weiß, wie ich das alles bewältigen soll, was ich gerade auf dem Tisch liegen habe. Ich komme mir teilweise schon ganz schuldig vor, weil ich weiß, wie viele Kolleginnen diese Chance gerade nicht bekommen. Es ist unfair, dass wir Frauen immer noch gegen so etwas ankämpfen müssen.

HINTERGRUND

Zur Person: Das ist Désirée Nosbusch

- Die Luxemburgerin Désirée Nosbusch, geboren am 14. Januar 1965 in Esch, stieg Ende der 1970er-Jahre zur Star-Moderatorin im Fernsehen auf („Musicbox“)
- Sie absolvierte eine Schauspiel- und Regie-Ausbildung und lebte lange in den USA. Sie produziert selbst Filme, arbeitet weiter als Moderatorin und wird als Schauspielerin immer beliebter und erfolgreicher (Grimme-Preis für „Bad Banks“)
- Nosbusch ist seit 2018 in zweiter Ehe mit dem Kameramann Tom Bierbaumer verheiratet. Sie lebt in Luxemburg und Berlin
- „Der Irland-Krimi: Das Verschwinden“ läuft am Donnerstag, 25. März, um 20.15 Uhr im Ersten (in der Mediathek ab 22. März, 20.15 Uhr)
- „Der Irland-Krimi: Vergebung“ folgt am Donnerstag, 1. April, um 20.15 Uhr (in der Mediathek ab 29. März, 20.15 Uhr)

ANZEIGE

OTON KOLUMNE

Von Tobias Gräf

Krustenbraten schmeckt wieder

Am Anfang ging alles sehr schnell. War ich am Abend zuvor noch mit den Langlaufskiern unterwegs, überkam mich ich am Tag darauf gleich beim Aufstehen ein unheilvoller Verdacht: Corona! Übelkeit, Kopfschmerzen, Hitzewallungen. Bald gesellten sich Halskratzen und ein omnipräsentes Erschöpfungsgefühl hinzu. In den folgenden Tagen schmeckte auch das Essen nicht mehr und der Geruchssinn ließ nach. Schon bevor das Testergebnis aus dem Labor meinen Verdacht offiziell bestätigte, war klar, dass das Virus auch mich erwischt hatte.

Wirklich Angst hatte ich vor Corona nie. Ich wusste: Die Wahrscheinlichkeit für schwere Verläufe bei jungen Menschen ist nicht so hoch. So war es dann auch bei mir. Die körperlichen Einschränkungen waren spürbar, aber nie bedrohlich. Eher war ich von der Krankheit genervt. Weil die strikte Isolation in kurzer Zeit äußerst anstrengend wurde. Die Monotonie zermürbt. Weder sind soziale Kontakte möglich, noch konnte ich die Zeit sinnvoll nutzen durch Lesen oder Streaming. Denn selbst um einem Film inhaltlich zu folgen, ist Konzentration nötig – die ich nicht aufbringen konnte.

Am gravierendsten jedoch erlebte ich die Kurzatmigkeit. Der Katzensprung vom Keller über das Treppenhaus in den ersten Stock war tatsächlich ein Kraftakt. Zwei Etagen weiter oben angekommen, musste ich mehrere Züge kräftig durchschnaufen. Normalerweise bin ich relativ fit: Schwimmen, Mountainbiken, Hochgebirgstouren. Dass mich nun zwei Stockwerke zu einer Ruhepause zwangen, war eine einschneidende Erfahrung. Ich bin 29, und kam mir doch vor, wie ein alter Mann ohne Puste.

Während mir der fehlende Geruchssinn wenig ausmachte – es hat auch Vorteile, wenn man einschlägigen Gestank nicht mehr riecht –, störte mich der Geschmacksverlust massiv. Als leidenschaftlicher Anti-Vegetarier hätte man mir den saftigsten Krustenbraten vorsetzen können, ohne dass es mich interessiert hätte. Wer Essen nicht mehr schmeckt, verliert die Lust darauf. Der Akt der Nahrungsaufnahme wird zur lebenserhaltenden Pflicht. Dies ist ein Verlust von Lebensqualität, der einem zuvor so nicht bewusst ist.

Im Rückblick sehe ich vieles mit einem gelassenen Schmunzeln, weil ich Corona gut und zügig überstanden habe. Auch die Symptome sind nach zwei Wochen verschwunden. Dennoch weiß ich: Andere trifft es härter. Viele Kranke auch in meinem Alter leiden lebenslang unter den Spätfolgen. Diese Einsicht zwingt zu Demut und Dankbarkeit.

In der Kolumne „OTon“ schreiben junge Mitarbeiter von Oberpfalz-Medien über das, was ihnen im Alltag begegnet. Dabei geht es weniger um fundierte Fakten, wie sie die jungen Leute tagtäglich für die Leser aufbereiten, sondern um ganz persönliche Geschichten und Meinungen.

onetz.de/oton